

dtv

Berlin, im Januar 1928. Ein Toter wird im Hinterhof eines Varieté- und Sensationstheaters aufgefunden, dessen schillernder Besitzer seine aus dem Krieg stammenden Verletzungen offensiv zur Schau stellt. Eine verstörte junge Russin taucht beim Theater auf, sie sucht nach einem »Fjodor«, von dem dort niemand je gehört hat. Liegt der Schlüssel zu den mysteriösen Vorkommnissen um »Das Cabaret des Bösen« vielleicht im Scheunenviertel, wo russische Emigranten in höchst beengten Verhältnissen leben? Wieder einmal lernt Kommissar Leo Wechsler bei seinen Ermittlungen neue und unbekannte Gesichter seiner Stadt kennen.

Der sechste Band der Erfolgsserie um Leo Wechsler.

Susanne Goga lebt als Autorin und Übersetzerin in Mönchengladbach. Sie hat außer ihrer Krimireihe um Leo Wechsler einige historische Romane veröffentlicht und wurde mit mehreren literarischen Preisen ausgezeichnet. Bei dtv sind sämtliche Bände ihrer Leo-Wechsler-Reihe erschienen. Für »Mord in Babelsberg« erhielt Susanne Goga den Goldenen HOMER 2015.

Susanne Goga

**NACHTS AM
ASKANISCHEN PLATZ**

Kriminalroman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Susanne Goga
sind bei dtv außerdem erschienen:
Leo Berlin (21390)
Tod in Blau (21487)
Die Tote von Charlottenburg (21381)
Mord in Babelsberg (21486)
Es geschah in Schöneberg (21622)



Originalausgabe 2018
© 2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlaggestaltung: Isabella Grill/dtv, unter Verwendung
eines Fotos der Mary Evans Picture Library/WEIMAR ARCHIVE
Gesetzt aus der Sabon LT Pro 10/13
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21713-2

*Für Felix – den ich immer fragen kann.
Und danke für Peter und Gustav.*

PROLOG

Die Patientin lag ausgestreckt auf dem OP-Tisch, die Hand- und Fußgelenke mit Lederriemen fixiert. Ein greller Scheinwerfer erleuchtete den Tisch, während der übrige Raum in tiefe Dunkelheit getaucht war.

Die Frau hatte die Augen weit aufgerissen, doch der Knebel in ihrem Mund erstickte ihre Schreie, als eine Krankenschwester ihren Kopf in einer Vorrichtung platzierte, die jede Bewegung unterband.

»Ganz ruhig, Sie machen es nur noch schlimmer«, sagte die Krankenschwester in einem sanften Ton, der umso bedrohlicher klang, weil er so gar nicht zu der furchteinflößenden Umgebung passte.

Die Frau zuckte mit Armen und Beinen, so weit es die Lederriemen zuließen, ihre Augen schienen vor Entsetzen aus den Höhlen zu treten. Ihr ganzer Körper bäumte sich auf, während sie ebenso verzweifelt wie vergeblich gegen die Fesseln kämpfte.

Aus dem Hintergrund trat ein hochgewachsener hagerer Mann mit stahlgrauem Haar, der eine chirurgische Säge in der Hand hielt. Er trug einen weißen, hinten geknöpften Kittel, der makellos gewaschen und gestärkt aussah.

»Fertig, Schwester?«

Sie nickte. »Ja, Herr Professor, es ist alles vorberei-

tet.« Die Schwester glitt in den Schatten, während der Chirurg geradeaus schaute, an der Patientin vorbei, und in sachlich-nüchternem Ton zu sprechen anhub.

»Die Operation, die ich heute durchführen werde, ist insofern von wissenschaftlichem Interesse, als sie die Reaktionen der Patientin während der chirurgischen Vorgänge deutlich erkennen lässt. Schwester Else wird sie dokumentieren, damit wir sie mit Ergebnissen vergleichen können, die wir an Patienten im bewussten Zustand gesammelt haben. Am Ende dieser Versuchsreihe werden wir entscheiden, ob es ratsam ist, bei Operationen am Gehirn künftig auf eine Betäubung zu verzichten.«

Die Krankenschwester kehrte mit Stift und Notizblock an den Tisch zurück und schaute ihn erwartungsvoll an.

Der Chirurg setzte die Säge an, worauf ein knirschen- des Geräusch ertönte, das von überallher zu kommen schien. Die Patientin bäumte sich auf, ihr ganzer Körper beschrieb einen Bogen. Sie erinnerte an einen Fisch, der sich am Boden eines Bootes krümmt und verzweifelt dem Wasser zustrebt.

Der Chirurg ließ sich nicht beirren. Er sägte mit knap- pen, präzisen Bewegungen weiter und presste konzent- riert die Lippen aufeinander. »Sobald ich das Gehirn freigelegt habe, werde ich –«

Ein Schrei ertönte, ein Poltern im dunklen Raum, man hörte Schritte, die sich hastig entfernten. Eine Tür schlug zu.

Der Chirurg blickte kurz auf, zog missbilligend eine Augenbraue hoch und setzte sein blutiges Werk fort.

Bis er die Schädeldecke abnahm und der Kranken- schwester reichte, hatte sich die Tür nach draußen noch zweimal geöffnet.

SAMSTAG, 7. JANUAR 1928

Der Festsaal im Rathaus war mit Blumengestecken geschmückt, und in den Kristallen der gewaltigen Kronleuchter brach sich funkelnd das Licht. Ein Streichorchester spielte etwas von Schubert, das im Stimmengewirr fast unterging. Der Neujahrsempfang der Berliner Polizei war in vollem Gange.

Leo Wechsler zwang sich, den Blick von Clara zu lösen und sich stattdessen Polizeipräsident Karl Zörgiebel zuzuwenden, der mitten im Saal die Gäste empfing.

»Herzlich willkommen, Herr Wechsler.«

»Guten Abend, Herr Präsident. Darf ich vorstellen – meine Frau Clara.«

Zörgiebel deutete eine Verbeugung an. »Es ist mir ein Vergnügen, Frau Wechsler. Ich hoffe, Sie gestatten mir die Bemerkung, dass Ihr Mann beruflich zwar brillieren mag, Sie ihn heute Abend jedoch bei Weitem überstrahlen.«

Leo musste ein Grinsen unterdrücken. Wenn sich der gelernte Küfer und ehemalige Gauleiter der Böttchervereinigung, der es bis zum Berliner Polizeipräsidenten gebracht hatte, zu solch blumigen Bemerkungen verstieg, musste Clara tatsächlich hinreißend aussehen.

Das schilfgrüne Kleid mit der tief angesetzten Taille umfloss ihre Figur wie eine schimmernde Haut, und über den großen Rückenausschnitt spannten sich Silberschnüre, die mit winzigen Muscheln verziert waren. Dagegen wirkte Leos geliehener Frack mehr als unscheinbar.

Sie wechselten einige Belanglosigkeiten mit dem Präsidenten, dann legte Leo den Arm um Clara und steuerte einen Kellner an, der ein Tablett mit Sektgläsern balancierte. Er genoss es, dass er Claras Körper durch das zarte Kleid hindurch spüren konnte.

Ihre roten Haare waren in Wellen gelegt, und sie hatte nur Lippen und Augenbrauen nachgezogen, mehr Schminke brauchte sie nicht. Sie duftete nach dem Parfüm von Guerlain, das Leo ihr zum Geburtstag geschenkt hatte. Sie war einfach vollkommen, dachte er. Auch nach fünf Jahren konnte er manchmal nicht ganz glauben, dass Clara ihn geheiratet hatte.

Sie hatten sich gerade Gläser genommen und miteinander angestoßen, als ein Mann mit Schnurrbart und runder Brille auf sie zutrat.

»Guten Abend, Herr Dr. Weiß«, sagte Leo und deutete eine Verbeugung an. Er schätzte den Vizepolizeipräsidenten ungemein – Dr. Bernhard Weiß war nicht nur fachlich ausgezeichnet, sondern stellte sich immer und überall dem Unrecht in den Weg.

»Meine Frau Clara.«

»Sie sehen ganz bezaubernd aus, Frau Wechsler, wenn Sie mir diese Bemerkung erlauben.«

»Mein Mann spricht mit der allerhöchsten Anerkennung von Ihnen, Herr Dr. Weiß.«

»Sie nehmen die Arbeit mit nach Hause, Herr Wechs-

ler? Meine Frau mag davon nichts hören. Sie schickt mich immer in den Garten, wenn ich damit anfangen.«

Leo lächelte. »Ich versuche, Clara nicht allzu sehr zu langweilen, aber es tut gelegentlich gut, sich Luft zu verschaffen.«

Weiß nickte verständnisvoll. »Natürlich. Sie sehen Dinge ...« Er zögerte. »Ich weiß, es ist nicht leicht. Genat hat mir damals von dem Fall in Breslau erzählt. Danach hätte ich wochenlang nicht geschlafen.«

»Es hat ihn hart getroffen, dass man den Kindermörder nicht gefasst hat. Einer der wenigen Fälle, die er nicht aufklären konnte, es treibt ihn noch immer um.«

Weiß hob sein Glas. »Jetzt aber Schluss mit den trüben Gedanken. Selbst Polizisten sollten an diesem Abend ihren Beruf vergessen.« Er nickte freundlich und ging weiter.

Clara schaute ihm nach. »Wie hält er das nur aus? Goebbels' ständige Attacken im *Angriff*? Und dass er ihn immer nur Isidor Weiß nennt?«

Leo zuckte mit den Schultern. »Das frage ich mich auch. Dass dieses Schmierblatt überhaupt erscheinen darf, ist eine Farce. Ich leihe es mir manchmal von Joachim, damit ich es nicht auch noch finanziere.« Er hielt inne. »Weißt du noch, der Sommer, in dem Rathenau ermordet wurde? Wir haben es Weiß zu verdanken, dass die Mörder gefasst wurden. Das haben ihm die Rechten bis heute nicht verziehen.«

Clara stieß klirrend mit ihm an. »Er hat recht, lass uns heute mal nicht an die Arbeit denken. Es wäre schade um die Mühe, die Fink sich mit dem Kleid gegeben hat.« Sie wandte ihm den Rücken mit den Muschelschnüren zu und schaute kokett über die Schulter.

»In der Tat ganz bezaubernd, Frau Wechsler.«

»Du siehst auch nicht übel aus. Marie war sehr stolz auf dich.«

Leos Tochter hatte sie in Augenschein genommen, nachdem sie sich für den Abend bereit gemacht hatten.

»Ihr seid aber vornehm«, hatte sie gesagt. »Vati im Frack und Clara als Prinzessin.«

Clara hatte eine Grammophonplatte aufgelegt und Leo zugezwinkert.

»Wie konnte ich das vergessen? Der erste Tanz gehört meiner Tochter. Darf ich bitten?«

Er hatte Marie den schwarz gekleideten Arm hingehalten, worauf sie knickste. Dann hatten sie sich im Walzerschritt durchs Wohnzimmer bewegt, und Clara war leise hinausgegangen. Sie betrachtete Marie und Georg als ihre Kinder, doch es gab Momente, die nur Leo und den beiden gehörten.

Nach dem Bankett wurde getanzt. Als sie eine Pause einlegten, bat Clara Leo, ihr an der Bar ein Glas Saft zu holen. Der Sekt war ihr zu Kopf gestiegen.

»Du kannst mich ruhig allein lassen«, sagte sie lächelnd. »Ich genieße es, mir die Leute anzusehen, und kann mich durchaus eine Weile ohne dich amüsieren. Also los.« Mit einer spielerischen Handbewegung scheuchte sie ihn davon.

Leo wusste, dass sie ihm Gelegenheit geben wollte, mit Bekannten und Kollegen zu sprechen, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen. Clara war so ziemlich die selbstständigste Frau, die er kannte.

Er bestellte gerade den Saft und ein Glas Wein für sich, als ihm ein unerwarteter Kommentar ans Ohr drang.

»Wunderbare Nase, ganz klassisch.«

Leo schaute nach rechts und bemerkte einen runden Herrn mit Schnurrbart und Halbglatze, der den Kellner hinter der Theke eingehend musterte.

»Verzeihung?«

»Na, die Nase. Schauen Sie nur. Vollkommen gerader Rücken, kein Höcker. Das ist ein Nasengerüst wie aus dem Lehrbuch.«

Leo sah den Mann belustigt an. »Sie studieren menschliche Nasen?«

Sein Nachbar nickte mit ernster Miene. »Berufskrankheit. Sind Sie Polizist? Reden Sie nicht auch gelegentlich über Einbrüche und Morde?«

»Ja, ich bin Polizist. Soll ich jetzt herausfinden, was Ihr Beruf ist?«

»Ich bitte darum«, sagte der Mann und wandte sich ihm zu, den rechten Arm auf die Theke gestützt.

»Hals-, Nasen- und Ohrenarzt, würde ich sagen. Wobei Sie die Nase eben eher ästhetisch als medizinisch zu betrachten schienen.«

»Sie sind auf der richtigen Spur.«

Die Bedienung stellte Saft und Bier auf die Theke. Leo warf einen Blick zu Clara, die mit einer Dame ins Gespräch gekommen war. Also hob er das Glas und prostete seinem neuen Bekannten zu.

»Dann sollte ich dieser Spur folgen. Nase, Medizin, Ästhetik – natürlich, Sie sind der Nasenjoseph. Verzeihen Sie den Spitznamen. Und vor allem, dass ich Sie nicht sofort erkannt habe.«

Prof. Dr. Jacques Joseph verbeugte sich grinsend. »Nun wüsste ich aber auch gern, mit wem ich das Vergnügen habe.«

»Leo Wechsler, Kriminalpolizei.«

»Ah, Gennats berühmte Truppe.«

»Er ist ein Genie, wir haben ihm viel zu verdanken. Sie operieren aber nicht nur Nasen, Herr Professor, nicht wahr? Ich erinnere mich an Berichte über Kriegsversehrte, denen Sie auf geradezu wunderbare Weise geholfen haben.«

»Lassen Sie mal den Professor weg«, sagte Joseph und bestellte noch ein Glas Wein. »Heutzutage mache ich meist Schönheitsoperationen, aber ich habe manchem Soldaten wieder ein Gesicht gegeben. Nicht unbedingt das alte, dazu waren die Verwüstungen oft zu groß, aber *ein* Gesicht. Das kann schon helfen.«

Leo erinnerte sich an Fotografien, die er nach dem Krieg gesehen hatte, und begriff, dass Joseph seine Verdienste bewusst herunterspielte.

»Diese Menschen haben Ihnen viel zu verdanken.«

»Auch ich habe dabei gewonnen. Der Krieg hat mich vor Aufgaben gestellt, die mir im zivilen Leben nie begegnet wären.« Er beschrieb eine Geste, die den ganzen Saal umfasste. »Eigentlich bin ich nur meiner Frau zu liebe hier. Solche Festlichkeiten liegen mir nicht, aber Leonore wollte so gerne kommen, weil sie sich spannende Kriminalgeschichten aus erster Hand erhoffte.« Er reckte den Hals. »Wo steckt sie denn? Sie könnten ihr vielleicht den Gefallen tun und einen Ihrer Fälle schildern, damit sie nicht enttäuscht nach Hause geht.«

Leonore Joseph gesellte sich bald zu ihnen, und Leo fasste kurz den Fall der beiden Schwestern Henriette Strauss und Rosa Lehnhardt zusammen, der vor einigen Jahren großes Aufsehen erregt hatte. Mitten in der anschließenden Plauderei warf er einen Blick zu Clara hinüber.

Er stellte hastig sein Glas weg, nahm den Saft und verabschiedete sich eilig vom Ehepaar Joseph.

Clara war blass, sie hatte die Lippen aufeinandergepresst. Leo trat neben sie, reichte ihr das Glas und schaute den Mann im Frack an – maßgeschneidert, nicht aus dem Verleih wie seiner –, der vor ihr stand.

»Guten Abend, Herr von Malchow. Wie lange haben wir uns nicht gesehen? Drei Jahre?«

»Herr von Malchow hat mein Kleid bewundert«, sagte Clara.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie ein Auge für Damenmode haben«, sagte Leo.

»Ihr Fall im letzten Jahr war spektakulär genug, um meinen Blick dafür zu schärfen, Herr Wechsler.«

»Mein Fall?«

Von Malchow legte den Kopf schräg und sah ihn verschwörerisch an. »Sogar ich erkenne einen Fink-Rücken, wenn er eine so bezaubernde Form annimmt.«

»In der Tat, mein Kleid ist von Morgenstern & Fink«, sagte Clara.

»Wie praktisch, dass Ihre Gattin sich bei der Firma einkleiden konnte, die von Ihren Ermittlungen profitiert hat.«

Leo wollte antworten, spürte aber, wie sich Claras Finger um seinen Arm schlossen.

»Ich kenne Sie nicht, Herr von Malchow, und weiß nicht, was mein Mann oder ich Ihnen getan haben, dass Sie uns etwas Derartiges unterstellen. Nicht dass ich mich rechtfertigen müsste, aber das Kleid habe ich von meinem Geld bezahlt, nicht von dem meines Mannes, und der Kriminalfall hatte nichts damit zu tun. Es ist Verleumdung, einem Beamten grundlos Bestechlichkeit

vorzuwerfen.« Sie hielt inne. »Eigentlich tun Sie mir leid. Können Sie sich selbst so wenig leiden, dass Sie anderen Menschen so begegnen müssen?«

Herbert von Malchow war in der Menge untergetaucht, noch bevor Clara den Satz beendet hatte.

Leo nahm ihr das Glas ab und stellte es einem vorbeigehenden Kellner aufs Tablett. Dann ergriff er ihre Hände. Er hätte sie lieber umarmt, aber der Raum war voller Menschen, und das war etwas, das er nicht mit ihnen teilen wollte.

»Lass uns nach draußen gehen.«

Sie fanden einen Flur, in den nur leise Fetzen von Musik und Stimmen drangen. Dort zog er Clara an sich und spürte, wie sie zitterte.

»Ich bin stolz auf dich. Deine Antwort war beherrscht und würdevoll. Ich hingegen wäre beinahe aus der Rolle gefallen.«

»Es war demütigend«, sagte sie leise an seiner Schulter. »Er kam und sprach mich an. Ich wusste zuerst gar nicht, wer er war. Er hat mich von oben herab taxiert, als stünde ich zum Verkauf, und sagte dann, das sei aber kein Kleid von der Stange. Er war so unhöflich, dass mir die Worte fehlten.« Sie löste sich von Leo und wischte sich über die Augen. »Er hat mir die Freude daran verdorben.«

»Liebes, das ist er nicht wert. Er ist ein Versager, der bei der Polizei nicht die erhoffte Karriere gemacht hat und jetzt beim Schwiegervater den Geschäftsmann spielt.«

Sie rührte sich nicht.

Leo hob sanft ihr Kinn an. »Da ist noch etwas anderes, oder? Sag es mir.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ach, es ist dumm. Aber ... er hat mich an früher erinnert. An Ulrichs Freunde. Die sind mir ähnlich herablassend begegnet. Als wäre ich nur das wert, was mein Mann in mich investiert hat. Als würden sie mich ansehen und schätzen, wie viel ich ihn gekostet habe.«

Sie hatten lange nicht über Ulrich von Mühl, Claras ersten Mann, gesprochen, und Leo hasste von Malchow dafür, dass er sie an ihn erinnert hatte. Doch sein Zorn half niemandem weiter.

Er legte behutsam die Hände um ihr Gesicht. »Wir gehen jetzt zurück in den Saal, und alle werden denken, wie wunderbar du in diesem Kleid aussiehst. Ich werde stolz auf dich sein, aber nicht wegen eines Stücks Stoff, sondern weil du diesem Kerl so tapfer entgegengetreten bist. Dann holen wir uns etwas zu trinken, und ich stelle dich einem netten Ehepaar vor, das ich vorhin kennengelernt und einfach stehen gelassen habe, als ich dich mit von Malchow sah. Einverstanden?«

Clara zögerte einen Moment und nickte dann. Sie trat vor den nächsten Spiegel, warf einen flüchtigen Blick hinein und kehrte mit Leo in den Saal zurück.

Auf dem Heimweg nahmen sie ein Taxi. Clara lehnte sich ein wenig beschwipst an Leo.

»Weißt du, was Frau Joseph mir erzählt hat? Seine Patienten zahlen das, was sie sich leisten können. Die Reichen viel, die Armen wenig und manchmal sogar nichts. Ist das nicht großartig? Und er hat ein Album mit Hunderten von Bildern, die seine Patienten vor und nach der Operation zeigen. Aus dem kann man sich die Nase aussuchen, die man gerne hätte.«

»Hat er dir etwa vorgeschlagen, mal vorbeizukommen, um deine Adlernase zu bearbeiten?«, fragte Leo lachend, worauf Clara ihn mit dem Fuß anstieß.

»An meiner Nase hatte er überhaupt nichts auszusetzen.«

Leo zog sie an sich. »Du hast recht, sie ist perfekt.«

»Es war genau richtig, dass wir geblieben sind und du mich den Josephs vorgestellt hast«, sagte sie. »Nach der Begegnung mit diesem widerlichen Mann hätte ich mich am liebsten zu Hause verkrochen, aber es wäre falsch gewesen. Und die Josephs sind sehr sympathisch. Er wirkt ein wenig zurückhaltend. Vielleicht gehört er zu den Menschen, die erst nach und nach ihre Scheu ablegen.«

»Er hat gesagt, er begeben sich nur seiner Frau zuliebe in Gesellschaft. Er ist kein Salonlöwe wie ich.«

Clara sah ihn mit gespielter Verwunderung an. »Oh, gehen wir jetzt öfter in Frack und großer Robe aus? Dann muss wohl eine Erbtante sterben, damit ich nicht zweimal im selben Kleid erscheine.«

Sie lachten noch, als sie die Wohnung betraten.

Clara schaute zu den Kindern hinein. Beide schliefen, neben Maries Bett stand der Chemiebaukasten, mit dem sie noch experimentiert hatte. Clara lächelte.

Im Bett sagte Leo, als hätten sie das Gespräch nie unterbrochen: »Er muss viel Elend gesehen haben, während des Krieges und danach. Er hat Menschen ebenso gerettet wie die Chirurgen in den Lazaretten, die Arme und Beine amputiert haben.«

Clara drehte sich zu ihm und stützte den Kopf in die Hand. »Ganz sicher. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es sein muss, ein entstelltes Gesicht zu haben, sich

nicht mehr unter Menschen zu wagen, Schmerzen zu leiden und angegafft zu werden.«

Leo räusperte sich. »Ich erinnere mich an einen Selbstmord, es muss 1919 gewesen sein. Ein Mann hatte sich in einem Hinterhof an der Teppichstange erhängt. Irgendwann in der Nacht. Eine Nachbarin fand ihn am nächsten Morgen. Als ich hinkam, sagte sie nur: ›Ick weeiß nich, wie der hieß. Mit dem wollte keener reden. Die Kinner ham immer Dreck jeworfen und ›Atze-Fratze‹ jerufen.‹ Der Fall war schnell geklärt.«

Clara schmiegte sich an ihn und legte den Kopf auf seine Brust. »Wie klein so ein von Malchow dagegen wirkt.«

»Er ist klein und jämmerlich. Das sollten wir nie vergessen.«

Sie schliefen eng umschlungen ein. Irgendwann nachts meinte Leo die Wohnungstür zu hören, doch richtig wach wurde er nicht. Seufzend drehte er sich zu Clara um und schlief weiter.

MONTAG, 9. JANUAR 1928

Der verschlissene Mantel schützte kaum vor der eisigen Luft, die sich unter den Stoff stahl und seinen Körper umhüllte. Er war mit Kälte überzogen wie eine Mandel mit Schokolade oder ein Kuchen mit Glasur oder ein Bratfisch mit Panade ... unsinnige Gedanken, die bewiesen, dass man das, was einen quälte, nicht verdrängen konnte, es brach sich immer wieder Bahn. Denn unter der Kälte lauerte der Hunger, zwei Empfindungen, die eine unselige Verbindung eingegangen waren. Wer hungerte, fror. Wer fror, hatte oftmals nichts zu essen.

Aus einem Lokal wehte Bratengeruch herüber, und er musste sich zwingen, nicht hineinzustürzen. Er wäre fähig, sich mit Ellbogen durchzukämpfen, hin zu dem Tisch, an dem jemand den Braten auf dem Teller hatte, den Gast beiseitezustoßen und das Fleisch mitsamt der Soße aufzuklauben und sich in den Mund zu stopfen ... Aber er hatte fast kein Geld, und dort drinnen waren Menschen.

Die Welt war ihm fremd geworden.

Er stolperte mehrmals, weil er seine Füße nicht mehr spürte, nachdem er den ganzen Weg gelaufen war, in der Tasche den Zeitungsartikel, so oft gelesen und wieder zusammengefaltet, dass die Kanten brüchig und abgegriffen waren.